

Marion Chesney

*Minerva*

DUELL DER  
HERZEN

ROMAN

e  
EDEL



dritten Stufe fielen ihr ihre Päckchen und ihr Begleiter ein, und daß sie ihm Dank und eine Bitte um Verzeihung schuldig war.

Ihre Familie hätte an ihrem starren Blick und ihrer hochmütigen Haltung erkannt, daß sie im Begriff war, eine von ›Mervas noblen Entschuldigungen‹ vorzubringen.

»Sir«, sagte sie und warf den Kopf dabei zurück. »Ich habe mich bei Ihnen zu entschuldigen. Ich hätte nicht so schroff sein sollen, da nicht Sie mich draußen vor dem Gasthof beleidigt haben. Ich danke Ihnen auch für Ihre Freundlichkeit und Ihre Hilfe.« Um ihre Päckchen in Empfang zu nehmen, streckte sie ihre Arme wie ein Mädchen auf einer griechischen Urne aus.

Es war ihr nicht klar, daß die Gasthoftreppe viel zu steil war, um so plötzlich von einer abweisenden Haltung in die gebückte Haltung einer Ährenarben entgegennehmenden griechischen Göttin zu wechseln, und so purzelte sie kopfüber die Stufen hinab und direkt auf ihn.

Er mußte unter ihrem Gewicht nachgeben, so daß er in voller Länge auf dem Boden lag und Minerva auf ihm, während mehrere fröhliche Zecher vor Lachen brüllten und Bravo schrien. Manche gingen soweit, vorzuschlagen, die Stellung doch umzukehren.

»Lassen Sie mich sofort los, Sir«, sagte Minerva, vor Wut und Scham rot anlaufend.

»Alles, was recht ist«, beklagte sich der großgewachsene Herr, zu ihr emporblickend. »Wie kann ich Sie loslassen, wenn ich Sie gar nicht angefaßt habe? Sie, gnädiges Fräulein, sollten mich loslassen. Ich kann mich schließlich nicht bewegen mit Ihnen auf mir und lauter Päckchen in den Händen. Oder?«

Minerva rappelte sich auf und wünschte, sie wäre tot. Es war ein Alptraum. Sie, die sich immer so großartig im Griff hatte, an die sich die gesamte Familie Armitage um Rat und weise Lehren wandte, stand derart lächerlich da.

»Papa!« rief sie dankbar, als sie die vertraute gedrungene Gestalt im Eingang sah.

»Tut mir leid, daß ich mich verspätet habe«, sagte ihr Vater fröhlich.

»‘n Abend, Comfrey«, fügte er, an Minervas Begleiter gewandt, hinzu, der ebenfalls aufgestanden war. »Ich bin ganz schön hungrig. Gehen wir rauf zum Dinner.«

Zu Minervas Erstaunen legte er dem eleganten Mann seinen kräftigen Arm um die Schultern und zog ihn zur Treppe.

Aber der große Herr befreite sich aus der Umarmung, murmelte, daß er sich erst bei seinen Freunden entschuldigen müsse, verbeugte sich vor Minerva, gab ihr ihre Päckchen und ging, nachdem er gesagt hatte, daß er in zehn Minuten wieder da sein werde.

Minerva konnte sich kaum beherrschen, bis sich die Tür zu dem Privatsalon hinter ihnen geschlossen hatte.

»Papa! Wer ist der Herr?«

»Oh, das ist Comfrey. Lord Sylvester Comfrey, der jüngste Sohn des Herzogs von Allsbury. Ganz große Klasse. Geld wie Dreck, und manche sagen, daß er gesellschaftlich einflußreicher als Brummell ist.«

»Wenn das die Sorte Mann ist, mit der ich zusammenkommen soll, wenn ich in London in die Gesellschaft eingeführt werde, dann gehe ich lieber nicht«, sagte Minerva und setzte ihren Hut ab.

»Ach, komm«, sagte der Pfarrer streng. »Ich zwinge dich ja nicht, ihn heute abend zu

heiraten. Ich will ihm einen der Braunen verkaufen, auf die er ein Auge geworfen hat. Er sagt, daß auf dem ganzen Markt kein Pferd so gut war, und das stimmt. Er zahlt gut, ich möchte deshalb nicht, daß du dich zierst wie eine alte Jungfer. Wenn du ihn nicht magst, sag gar nichts. Er kann dir in London ganz gewaltig schaden, wenn er dich nicht leiden kann.«

»Ich mag Dandys nicht«, sagte Minerva langsam.

»Nun mal langsam. Er ist kein Dandy, und du sollst ihn auch nicht so nennen, ja? Er ist durch und durch in Ordnung. Abgesehen von Alvaney würde ich auch keinen von den Dandys zu mir einladen.«

»Mama macht sich sicher Sorgen, wenn wir nicht nach Hause kommen.«

»Nein, weil ich bereits einen Jungen ins Pfarrhaus geschickt habe, der unsere Kleidung holt. Wir bleiben über Nacht hier, und damit basta! Ich rieche Schneeluft, aber hoffentlich hält es noch bis morgen durch. Pscht! Ich höre Schritte auf der Treppe.«

Die Tür öffnete sich, und Lord Sylvester betrachtete den Pfarrer und dessen Tochter durch sein Monokel. Dann ließ er es fallen und kam langsam herein.

Minerva verstand nicht, warum sie diesen Mann so wenig mochte, aber jedenfalls mochte sie ihn nicht.

Trotzdem brachte sie es fertig, während des Essens einen hübschen Anblick zu bieten, während sich die beiden Männer über Pferde und Stammbäume unterhielten. Bevor sie sich hinsetzte, hatte sie einen Blick in den Spiegel geworfen und war sich deshalb ihres guten Aussehens sicher. Die Kälte am Nachmittag ließ ihre Wangen erblühen, und ihr schwarzes Haar glänzte vor Gesundheit. Aber kein einziges Mal schaute Lord Sylvester zu ihr, und Minerva konnte sich selbst nicht erklären, warum sie sich nach einiger Zeit darüber ärgerte.

Und doch spürte sie, wie seine Gedanken um sie kreisten. Sie spürte, daß er sie irgendwie beobachtete, auch wenn er nicht in ihre Richtung blickte. Vielleicht bildete sie es sich auch nur ein, weil der mit Brandy verstärkte Wein schwer und der Raum überhitzt war. Aber während des weiteren Verlaufs der Mahlzeit wurde sie zunehmend nervöser, so daß sie, als er sie schließlich doch ansprach, ihre Gabel mit lautem Geklappere auf den Teller fallen ließ.

»Ich höre, wir haben das Vergnügen, Sie in der nächsten Saison in London zu sehen, Miß Armitage?«

»Ja, Mylord.«

»Und freuen Sie sich schon auf all die Bälle und Gesellschaften?«

Ein kindischer Wunsch, anders zu sein und Eindruck zu machen, überkam Minerva.

»Nein, Mylord«, sagte sie. »Ich wollte, ich könnte zu Hause bleiben, mich um meine Brüder und Schwestern kümmern und mich für die Bedürfnisse der Gemeindemitglieder einsetzen. Indem wir anderen helfen, machen wir uns selbst am meisten Freude.«

»In der Tat! Warum sich dann in das genüßliche Londoner Leben stürzen, wenn Sie sich so gerne für andere aufopfern?«

»Ich muß«, antwortete Minerva und schlug die Augen nieder ... schon wieder eine unerfreuliche Begleiterscheinung ihrer Geziertheit. »Meine Familie verlangt es von mir.«

»Warum?«

Minerva begegnete den beschwörenden Blicken ihres Vaters und wurde rot. Sie konnte

unmöglich erklären, daß sie sich einen reichen Mann angeln sollte, um die Finanzen der Armitages zu retten.

Sie biß sich auf die Lippen und sagte gar nichts.

»Ich meine«, beharrte diese aufreizende Stimme, »man könnte glatt denken, Sie werden gezwungen zu gehen. Ist das der Fall?«

»Es muß eine Möglichkeit geben, das Gebell wegzuzüchten, ohne dabei etwas anderes rauszuzüchten«, sagte der Pfarrer, rücksichtslos das Thema wechselnd. »Mostyns Hunde sind in dieser Hinsicht ganz was Besonderes. Aber Beauforts Meute würde Ihr Herz schneller schlagen lassen – die beste Meute in England nach Belvoir.«

Lord Sylvester nahm den Faden der Unterhaltung wieder auf und kehrte zum Jagen zurück. Bald blieb Minerva keine andere Wahl, als sich auf ihr Zimmer zurückzuziehen und die Herren ihrem Portwein zu überlassen.

»Deine Siebensachen sind in Zimmer sechs«, sagte ihr Vater. »Ich bin in Zimmer zwei, falls du etwas brauchst. Wir bleiben nicht mehr lange auf. Ich bin müde und seine Lordschaft sicherlich auch.«

Minerva küßte ihn auf die Wange und knickste vor Lord Sylvester, der sich verbeugte und ihr dann die Tür aufhielt.

»Gute Nacht, Miß Armitage«, sagte er sanft.

Minervas graue Augen glitten schnell über sein Gesicht. Seine grünen Augen betrachteten sie ganz ruhig, und gegen ihren Willen fiel ihr Blick auf seinen schön geschwungenen, wie gemeißelten Mund, bevor sie ein hastiges »Gute Nacht« in Erwiderung murmelte.

Sobald sie in ihrem Zimmer war, wurde ihr klar, daß sie nicht einschlafen konnte. Die Eleganz Lord Sylvesters und seiner Freunde machte London zu einem furchterregenden Ort für sie. Wer waren diese hochmütigen Damen in seiner Begleitung? Hatte er zu einer von ihnen eine nähere Beziehung? War er verheiratet? Ach, das war doch ganz egal! Um ihrer Geschwister willen mußte sie sich ständig darin üben, ihre Gedanken auf Höheres zu richten.

Sie zog ein in Leder gebundenes Büchlein heraus mit dem Titel ›Meditationen über das Schicksal der Seele‹ und begann zu lesen. Dabei saß sie in einem arg mitgenommenen Sessel vor dem erlöschenden Feuer.

Obwohl sie sich sehr bemühte, konnte sie sich nicht konzentrieren. Sie redete sich ein, daß das nicht an Lord Sylvester lag. Der fürchterliche Lärm, der von der Schenke unten heraufdrang, hätte ausgereicht, um Tote zu erwecken.

Als die Turmuhr zwei Uhr schlug, erwachte Minerva. Sie war eingeschlafen.

Sie war steif vor Kälte. Rasch warf sie eine Schaufel Kohlen auf die schwache Glut und öffnete den alten Koffer, um ihr Nachthemd auszupacken.

Ein zerknittertes graues Flanellhemd, eine wollene Nachtmütze und Herrenunterwäsche lagen vor ihren überraschten Augen.

Zu ihrer Verärgerung wurde ihr klar, daß der Hausdiener ihr den Koffer ihres Vaters gebracht hatte und ohne Zweifel ihrem Vater den ihren.

Sie fühlte sich zerschlagen und unwohl, weil sie in ihren Kleidern geschlafen hatte, und beschloß nach einigem Zögern, in das Zimmer ihres Vaters zu gehen und die Gepäckstücke

auszutauschen. Trotzdem fragte sie sich, warum ihr Vater die Verwechslung nicht selbst entdeckt hatte.

Den Koffer in der einen Hand und die Bettkerze in der anderen, stieß sie die Tür auf und suchte den schmalen Korridor nach Zimmer zwei ab. Die Zimmernummern waren mit Bleistift auf die weißgetünchte Wand neben jede Tür geschrieben.

Nachdem sie den Koffer mehrere Stufen hinauf und mehrere Stufen hinabgetragen hatte, fand sie Zimmer zwei und öffnete die Tür.

»Papa!« flüsterte Minerva und ging mit hochoberer Kerze auf das Bett zu. Es war leer.

Sie zündete ein paar Kerzen auf dem Kaminsims mit ihrer eigenen an und sah im hellen Kerzenschein ihren Koffer neben dem Bett stehen.

Wo mochte der Pfarrer sein?

Die Vorhänge waren nicht ganz zugezogen.

Minerva ging ans Fenster, öffnete es und schaute in den Hof des Gasthauses hinab, der hell im Mondschein lag.

Sie konnte zwei Gestalten unter der Lampe erkennen, die über dem Portal zum Hof hing.

Die eine war ihr Vater und die andere eine Frau. Ihr Vater sagte etwas, und das ordinäre Lachen der Frau schallte durch die Nachtluft. Dann bückte sich der Pfarrer zu seiner Begleiterin herab, gab ihr einen herzhaften Kuß und einen Klaps auf den Hintern.

Er rief »Gute Nacht« und kam auf das Haus zu.

Minerva machte ein paar Schritte weg vom Fenster.

Jetzt begriff sie, warum ihr Vater – scheinbar im letzten Moment – rätselhafterweise zwei Zimmer und einen privaten Salon nur wegen des Pferdemarktes gemietet hatte. In Wirklichkeit hatte er sie schon lange reserviert. Die ganze Sache war so geplant, daß sie wie ein plötzlicher Einfall wirkte. Seine älteste Tochter hatte er nur zur Tarnung mitgenommen. Er war mit einer Dame aus der Stadt verabredet.

Minerva wußte, daß ihr Vater ihrer Mutter manchmal untreu war. Männer waren nun einmal so. Aber nie vorher war sie wirklich Zeuge gewesen.

Sie fühlte sich verloren, aufgewühlt und verletzt. Sie wollte ihren Vater nicht sehen, wenn er heraufkam.

Schnell ergriff sie ihren eigenen Koffer, blies die Kerzen auf dem Sims aus, nahm ihre Bettkerze und eilte den Gang zurück, den sie gekommen war. Sie dachte schon, sie würde ihr Zimmer nie wieder finden, als sie endlich eine etwas wacklige Sechse an der Wand sah; und mit einem Seufzer der Erleichterung ging sie in das Zimmer.

Ihre Nerven waren jetzt aufs äußerste angespannt. Sie ließ es bei einer flüchtigen Wäsche bewenden, wobei sie feststellte, daß die Wasserkrüge nur halb voll waren und die Handtücher feucht. Am nächsten Morgen wollte sie sich wegen dieser Nachlässigkeit beim Wirt beschweren. Das Zimmer erschien ihr größer, als sie es in Erinnerung hatte, und roch leicht nach Brandy. Außerdem waren die Bettvorhänge zugezogen, und sie war ziemlich sicher, daß sie sie offengelassen hatte.

Sie zog ihr Nachthemd an, bürstete ihre Haare und setzte ihr hübsches Spitzenhäubchen auf.

Dann schaute sie sekundenlang die Bettstelle an.

Was für eine Stätte der Zuflucht!

Auf die Federmatratze sinken, die Decke über den Kopf ziehen und die Anfechtungen und Kümernisse des Tages einfach wegschlafen!

Wie früher als kleines Mädchen, als sie Angst vor der Dunkelheit hatte, blies Minerva die Kerze aus, nahm Anlauf und stürzte sich kopfüber durch die Bettvorhänge.

»Uff!«

Ihr blieb die Luft weg, weil sie schon zum zweiten Mal, seit sie in Hopeminster war, in ihrer ganzen Länge auf einer männlichen Brust gelandet war.

»Manna vom Himmel«, murmelte eine amüsierte Stimme. Und bevor sie Zeit hatte, sich zu fassen, hielt eine starke Hand sie am Rücken fest, während die andere ihr Kinn so hob, daß ein energischer Mund den ihren mit einem Kuß verschließen konnte.

Sie drehte ihren Mund hastig weg und öffnete ihn, um zu schreien, aber da wurde sie blitzschnell auf den Rücken gedreht und von dem ganzen Gewicht eines männlichen Körpers in die Kissen gedrückt; und dieser suchende, fordernde Mund fand den ihren noch einmal.

Ganz weit hinten in Minervas Kehle bildete sich ein erstickter schwacher Laut. Minerva befiel panische Angst.

Auf der Stelle wurden ihre Lippen freigegeben, und der schwere Körper rollte zur Seite.

»Schreien Sie nicht«, kam es in dem schleppenden Tonfall, den Minerva jetzt als den von Lord Sylvester erkannte, »Lassen Sie mich die Kerze anzünden und sehen, wen ich im Bett habe.«

Eine kleine gelbe Flamme leuchtete auf, eine Hand zog den Bettvorhang zurück, und Lord Sylvesters schönes Gesicht blickte auf Minervas erschrecktes hinunter.

»Wie können Sie es wagen, Mylord«, sagte Minerva, die ihren Mut zurückgewann, zumal ihr klar wurde, daß sie nur zu schreien brauchte, um ihren Vater und sämtliche Gasthofbedienstete auf den Plan zu rufen. »Wie können Sie es wagen, mir in meinem Zimmer aufzulauern!«

Er lehnte sich in die Kissen zurück und verschränkte seine Hände hinter dem Kopf. »Ganz im Gegenteil, Miß Armitage, das ist mein Zimmer.«

Minerva schloß ihre Augen ganz fest und öffnete sie langsam in der Hoffnung, daß sich alles als Irrtum herausstellte. Aber seine Lordschaft hatte recht. Unzweifelhaft war das sein Zimmer. Jetzt, wo sie genauer hinschaute, war es wirklich größer und ein wenig anders möbliert.

Aufgeregt hüpfte sie aus dem Bett und blieb zitternd stehen. Mit stockender Stimme erklärte sie die Sache mit den Koffern und daß sie ganz sicher eine »Sechs« an der Wand gesehen hatte.

Er lag, gegen seine Kissen gelehnt, ganz entspannt da. Seine Nachtmütze saß ihm verwegen auf dem Kopf, und sein Gesicht wirkte über der weißen Spitze seines Nachthemds beinahe durchsichtig.

»Sie brauchen nicht dauernd krampfhaft zu versuchen, Ihre Blößen zu bedecken, gnädiges Fräulein«, sagte Seine Lordschaft. »Das Ding, das Sie da anhaben, verdeckt Ihre Figur vollkommen.« Er hob sein Monokel. Guter Gott, der Mann schlief damit! »In der Tat«, fuhr er fort, »es ist aus Flanell, würde ich sagen. Gut gegen Winterkälte.«